

MIRIAM TOEWS

K l e i n s t a d t k n a t s c h

Aus dem Englischen  
von Christiane Buchner



Berlin Verlag

Die deutsche Übersetzung wurde ermöglicht durch die freundliche Unterstützung des Canada Council for the Arts.



Canada Council  
for the Arts

Conseil des Arts  
du Canada

Die Originalausgabe erschien 1998 unter dem Titel  
*A Boy of Good Breeding* bei Stoddart Publishing, Toronto  
© 1998, 2005 und 2006 Miriam Toews  
Für die deutsche Ausgabe  
© 2007 Berlin Verlag GmbH, Berlin  
Alle Rechte vorbehalten  
Umschlaggestaltung: Nina Rothfos und Patrick Gabler  
Typografie: Birgit Thiel  
Gesetzt aus der Trumpf von Greiner und Reichel, Köln  
Druck und Bindung: Ebner & Spiegel, Ulm  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-8270-0731-5

[www.berlinverlage.de](http://www.berlinverlage.de)

## Eins

**A**lgren war die kleinste Stadt Kanadas. Das ist kein Witz. Kleinste Stadt Kanadas, so stand es auf der großen, altmodischen Werbetafel vor der Stadt. Knute hatte extra auf den offiziellen Verwaltungsseiten im Telefonbuch nachgelesen: Ab fünfzehnhundert Einwohnern sprach man von einer Stadt. Und genau so viele hatte Algren. Einer weniger, und es hätte als Dorf, einer mehr, und es hätte als x-beliebige Kleinstadt gegolten, als eine unter vielen. Die kleinste zu sein, das hob Algren aus der Masse heraus.

Knute war aus Winnipeg nach Algren gekommen, um sich um ihren Vater zu kümmern, der einen Herzinfarkt gehabt hatte. Und um ihre Mutter zu entlasten, die laut eigener Aussage verrückt wurde, wenn sie noch einen einzigen Tag länger zu Hause bleiben musste.

Knute war vierundzwanzig. Ihre Mutter Dory hatte gewollt, dass man ihren Namen »Nuhte« ausspricht, aber das hatte keinem eingeleuchtet, alle sagten nur »Nuht«. Selbst ihre Mutter ließ inzwischen das »e« am Ende unter den Tisch fallen, nannte sie allerdings hin und wieder Knutie oder – was sie hasste – Knuter.

Knute hatte eine Tochter, Summer Feelin, und wenn Summer Feelin sich freute, zitterte sie am ganzen Körper. Sie flatterte mit den Armen, ihre Finger krabbelten durch die Luft, als wollte sie einen Wettbewerb im Schnelltippen gewinnen, und manchmal legte sie den Kopf in den Nacken und machte Summgeräusche dazu.

Beim ersten Mal fand Knute das noch süß. Das Geflattere sah aus, als würde Summer Feelin jeden Moment abheben. Aber dann wurde sie doch unruhig, und sie beschloss, einen Spezialisten aufzusuchen, einen Kinderneurologen. Der machte eine Reihe von Tests, unter anderem ein Enzephalogramm. Summer Feelin fand die Drähte lustig und genoss die viele Aufmerksamkeit, erklärte dem Arzt aber rundheraus, dass das Flattern einfach zu ihr gehöre.

Als alle Ergebnisse zusammengetragen und alle Diagramme interpretiert waren, gab er ihr recht. Das Flattern gehörte zu ihr. Es gab kein Anzeichen für abnorme elektrische Aktivität in ihrem Gehirn, keinen Grund, ein Computertomogramm anzuordnen, und auch bei ihrer Geburt war allen Berichten zufolge keinerlei Trauma aufgetreten; es war nichts Ungehörliches passiert, während sie sich durch Knutes Geburtskanal in die Welt zwängte.

Abends legte sich Knute immer mit Summer Feelin ins Bett. Da erzählte S. F. ihr nämlich Geschichten und weihte sie in ihre großen Pläne ein, und Knute konnte spüren, wie der Körper ihrer Tochter vor Erregung zitterte. Bebt. Zuckte. Er war nicht zu bändigen. Und dann nahm Knute S. F. in die Arme, bis sich das Zittern, abgesehen von einem gelegentlichen Zucken, legte und sie einschlief. Der Neurologe meinte, Summer Feelins Veranlagung sei selten, aber kein Grund zur Beunruhigung. Um nachdenklich hinzuzufügen, ihre – keineswegs krankhafte – Veranlagung könnte allerdings die Vorstufe zu einem seltenen Phänomen namens menschlicher Selbstentzündung sein. Hin und wieder machte Knute sich also Sorgen, S. F. könnte aus heiterem Himmel plötzlich in Flammen aufgehen. Und solche Sorgen konnte sie mit anderen Menschen nicht besprechen, nicht einmal mit ihren engsten Freundinnen, ohne dass man sie fragte, ob sie sich nicht ein wenig ausruhen wolle und was sie in letzter Zeit gelesen habe, oder einfach auslachte.

Knute und Summer Feelin kamen im März in Algren an. Tom hatte im Dezember einen Herzinfarkt (beziehungsweise *seinen Herzinfarkt*, wie Dory zu sagen pflegte) gehabt. Beim Schmücken des Weihnachtsbaums war es passiert. Urplötzlich sackte er zusammen, und weil er instinktiv nach dem Baum griff, fiel der auf ihn drauf. Noch zehn Tage später fanden die Schwestern in der sterilen Umgebung der Intensivstation kleine Tannennadeln in seinem Haar oder in den vielen Falten seiner Haut. Im Krankenhaus holte er sich eine Blutvergiftung, worauf seine Lunge nur noch eingeschränkt funktionierte und er an ein Atemgerät angeschlossen werden musste. Er konnte also nicht atmen, immerhin aber in seinen schmerzfreien, lichtereren Momenten schreiben. Einigermaßen jedenfalls. Er schrieb nämlich nichts anderes – in fast unleserlichem Gekritzel, das sich entweder über die ganze Seite zog oder in einer Ecke zusammendrängte – als »Was macht der Baum?«, »Steht der Baum schon?« oder »Tut mir leid mit dem Baum«.

Eines Tages sagte Dory, noch im Krankenhaus, zu ihm: »Tom, heute ist Weihnachten. Fröhliche Weihnachten, mein Schatz.«

Seine Augen blieben geschlossen, aber er drückte ihre Hand. »Kannst du dich noch an Weihnachten erinnern, mein Herz?«, fragte sie.

Er öffnete die Augen, sah sie an und schüttelte den Kopf. Am nächsten Tag schrieb er jedoch wieder von dem Baum. An Weihnachten konnte er sich nicht erinnern, aber dass aus irgendwelchen Gründen zu Hause im Wohnzimmer ein Baum aufgestellt werden sollte, das wusste er.

Allmählich konnte er sich wieder mehr merken, konnte »Klops« rückwärts buchstabieren, in Siebenerschritten zählen und was sie im Krankenhaus noch so alles von ihm verlangten, als er die Lungenmaschine nicht mehr brauchte und die Intensivstation verlassen konnte, nur sein Gedäch-

nis blieb eigenartig bruchstückhaft. Er wusste zum Beispiel, dass er sich morgens unbedingt rasieren musste, ganz unbedingt, nur weshalb, das blieb für ihn unklar. Er erinnerte Dory daran, die Batterie im Rauchmelder auszutauschen, doch als sie fragte: »Tom, was kann eigentlich als Schlimmstes passieren, wenn die Batterie mal ein paar Tage leer ist?«, da wusste er keine Antwort. Er war also dazu verdammt zu tun, was er immer getan hatte, ohne sich erinnern zu können, weshalb er es tat. Sein Leben, so hätten manche vielleicht gesagt, hatte die Ausrichtung verloren.

Das hatte Knutes eigentlich auch. Summer Feelin ging in eine Kindertagesstätte, die sie nicht ausstehen konnte, und Knute arbeitete ganztags am Empfang eines belebten Restaurants im Zentrum, in dem sich die Gäste nach alter Gewohnheit selbst ihren Platz suchten. Sie hatte nicht das Auftreten, um zu sagen: »He, können Sie das Schild nicht lesen? Da steht ›Bitte am Empfang warten‹«, daher stand sie mehr oder weniger den ganzen Tag lächelnd herum und kam sich dumm vor. Ab und zu stellte sie das Schild mitten in die Tür, doch dann rannten es die Gäste nur um und stellten es wieder aus dem Weg. Manchmal wurden die Kellnerinnen böse auf sie, weil sie niemanden in ihren Bereich setzte oder weil umgekehrt alle in ihrem Bereich saßen und sie sich die Hacken abrannten, um alle Bestellungen zu bewältigen. Dann bemühte Knute sich eine Weile, die Leute nicht einfach vorbeilaufen zu lassen, und sagte Sätze wie: »Bitte folgen Sie mir«, »Es wird gleich ein Tisch frei« oder »Für wie viele Personen?«. Da die Gäste meistens zu zweit waren, sahen sie sich bei der letzten Frage an, als wäre Knute bekloppt, und anschließend hielten sie zwei Finger hoch oder deuteten aufeinander und zählten laut: »Eins, zwei.«

»Zwei!«, sagte Knute. »Okay, zwei, hm ... zwei, sagen

Sie«, als müsste sie überlegen, wie sie zwölf Personen an einem Tisch unterbringen sollte. Dann schlenderte sie mit den beiden im Schlepptau durchs ganze Lokal, zeigte auf mögliche Tische und sagte: »Ach nein, ich glaube, na ja, ach nein, ach doch, okay, klar, hier ist gut. Wo Sie wollen, im Grunde.«

Ihr Chef bekam von seiner Frau, den anderen Kellnerinnen, den Tellerwäschern und den beiden Köchen immer wieder zu hören, er solle sie feuern, aber er gab ihr immer wieder eine neue Chance. Mit der Zeit würde sie den Bogen schon rauskriegen, meinte er, sie müsse sich nur durchsetzen und die Gäste zwingen zu warten. »Die sind wie die Schweine am Trog«, sagte er. »Man muss sie bändigen.«

An ihrem ersten Tag hatte es Knute tatsächlich geschafft, ein älteres Ehepaar an einen Tisch zu bringen. Dann allerdings haperte es mit der Kommunikation, und Knute zog just in dem Moment den Stuhl zurück, als der Mann sich gerade setzen wollte. Unter den fassungslosen Blicken seiner Frau und Knutes stürzte er in Zeitlupe zu Boden und riss im Fallen noch das Plastikblumenarrangement mit, worauf die Vase mit einem Knall zerschellte.

Knutes Boss rannte herbei, half dem alten Mann beim Aufstehen, fegte die Glassplitter auf und erklärte dem Paar, das Mittagessen gehe selbstverständlich auf Kosten des Hauses. Dann nahm er Knute mit in die Küche, setzte sie auf eine Salatkiste, machte ihr ein Salami-Sandwich und beruhigte sie, halb so schlimm, das sei schließlich ihr erster Tag, sie käme schon noch auf den Trichter. Kam sie aber nie. Immerhin war der Job wesentlich besser als der an der Tankstelle. Das einzige Mal, als Knute sich nämlich als Tankwart versucht hatte, tankte sie versehentlich einen Wohnwagen voll, und zwar nicht den Tank, sondern das Wageninnere. Sie hatte die Zapfpistole ins Loch des Wasserbehälters gesteckt statt in den Tankstutzen. Was die

Fahrerin des Wagens erst merkte, als sie sich eine Zigarette anzündete und ihr Wohnwagen explodierte, worauf ihr Bein nur noch durch plastische Chirurgie zu retten war. Ihr Mann zeigte die Tankstelle an und bekam natürlich einen ordentlichen Batzen Geld zugesprochen. Knute musste gehen und bekam noch den guten Rat ihres Vorgesetzten mit auf den Weg, sich auf einen möglichen Gehirnschaden untersuchen zu lassen.

Auf dem Nachhauseweg vom Restaurant holte Knute Summer Feelin ab und hörte sich ihre Lügenmärchen über die Kindertagesstätte an. Wie Esther, eine der Erzieherinnen, ihr sechs Ohrfeigen hintereinander gegeben hätte, wie Justin, einer der Zwillinge, sie gezwungen hätte, die kalte Eisenschaukel abzulecken, und dann wäre ihre Zunge festgeklebt und die anderen hätten sie den ganzen Tag ganz alleine da draußen stehen lassen, und wie ein ganz böser Mann mit lila Haut und Pferdefüßen gekommen sei und sieben Kinder umgebracht hätte.

»Summer Feelin«, sagte Knute dann, »ich weiß, dass du nicht gern hingehst, aber im Augenblick musst du versuchen, irgendwas Gutes daran zu finden. So schlimm kann's doch nicht sein. Schau mal, was habt ihr denn da gemacht? Das ist aber hübsch.«

Es funktionierte nicht. Knute konnte noch so müde von der Herumsteherei im Restaurant sein, da sie Summer Feelin gegenüber ein schlechtes Gewissen hatte, spielten die beiden vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen zusammen auf dem Spielplatz, aßen ein Eis, liehen sich einen Film aus oder schauten in der Bibliothek vorbei. Worauf Knute meistens völlig erschöpft war. Am schönsten war es, wenn Summer Feelin gut aufgelegt war und die beiden sich einfach noch an ihren kleinen Tisch setzen und miteinander unterhalten konnten. Dann erzählte ihr Summer Feelin zitternd vor Vergnügen lustige Geschichten, und später ku-



schelten sie sich zusammen unter die Bettdecke, Summer Feelins weiches Köpfchen unter Knutes Kinn. Knute bemühte sich, nicht einzuschlafen, denn sonst war ihr Tag gelaufen. Wenn sie es schaffte, wach zu bleiben, stand sie leise auf, machte sich einen Kaffee und rief – per R-Gespräch – bei ihrer Mutter Dory an oder bei ihrer Freundin Marilyn, die zwar nur ein paar Straßen weiter wohnte, aber auch ein Kind hatte und deshalb abends ans Haus gebunden war. Manchmal sahen Marilyn und Knute sogar übers Telefon gemeinsam fern.

Als Dory anrief und vorschlug, Knute und Summer Feelin sollten für eine Weile nach Algren zurückkommen und bei ihr und Tom wohnen, hatte Knute das Gefühl, jemand hätte ihr ein warmes, schnell wirkendes Beruhigungsmittel gespritzt. Es kam ihr vor, als hätte sie den Kopf auf ein weiches Federkissen gelegt und ihre Mutter hätte gesagt: Schlaf ein, alles wird gut. Dory stellte es so dar, als bräuchte sie unbedingt Knutes Hilfe, damit sie wegen Tom nicht die Wände hochging, und das stimmte. Aber Dory spürte auch, dass Knute erschöpft war. Dass sie sich ziemlich orientierungslos abstrampelte. Knute brauchte etwa eine Viertelstunde, bis sie ihren Job gekündigt, Summer Feelins Platz in der Kindertagesstätte freigegeben, ihrem Vermieter mitgeteilt, dass sie umzog, und ihre Sachen zusammengepackt hatte. Als Summer Feelin hörte, dass sie ihrer ungeliebten Kindertagesstätte tschüs sagen durfte, flatterte sie wie wild mit den Armen, und Knute musste sie in die Badewanne stecken, damit sie sich beruhigte. Marilyn musste es natürlich brühwarm erfahren, und ihre Freundin wäre am liebsten gleich mitgekommen. Am nächsten Tag saßen Knute und Summer Feelin im Auto.

Nicht besonders lange allerdings, denn Algren lag nur vierzig Meilen von Winnipeg entfernt. Knute und Summer Feelin sahen draußen die verdreckten Felder und halb zu-

sammengeschmolzenen Schneehaufen vorbeiziehen, und S. F. meinte, das sehe aus wie auf dem Mond.

Als sie an den Stadtrand von Algren kamen, wobei da nicht viel Rand war, stand dort Hosea Funk, der Bürgermeister von Algren, in hüfthohen Fischerstiefeln in einem Wassergraben und blickte versonnen auf das Schild mit der Aufschrift »Willkommen in Algren, der kleinsten Stadt Kanadas«. Natürlich herrschte immer eine gewisse Fluktuation, Menschen starben und wurden geboren, sie kamen und gingen, sie zogen weg, sie verschwanden oder tauchten wieder auf. Aber alles in allem, eine Person hin oder her, war Algren amtierender Champion der Kleinstädte. Obwohl, noch ein Ruhmesblatt konnte Algren sich ans Revers heften, allerdings kein so imposantes, falls man die Tatsache, eine Stadt zu sein, deren Einwohnerzahl immer um die fünfzehnhundert schwankt, imposant nennen konnte: Algren war die Originalheimat der Algrener Küchenschabe. Die Algrener Küchenschabe ist eine von lediglich drei Unterarten der nordamerikanischen Küchenschabe. Offenbar wurde sie vor hundert Jahren auf irgendeiner Pflanze oder in einem Kartoffelsack aus Europa nach Algren eingeschleppt, und von dort nahm das Schicksal seinen Lauf. Im Konversationslexikon war unter »Küchenschabe« die Algrener Küchenschabe aufgeführt und Algren als Kleinstadt im Süden von Manitoba genannt. Keine Rede davon, dass es *die* kleinste Stadt Kanadas war, sehr zum Verdruss von Hosea Funk.

Als sie nun an Hosea vorbeifuhren, hupte Knute und winkte. »Wer ist das?«, fragte S. F.

»Der Bürgermeister«, sagte Knute. »Und ein alter Freund von Opa.«

Der Hupton riss ihn aus seinen Tagträumen; Hosea rückte seine Golfermütze zurecht und stieg aus dem Wassergraben. Allerdings winkte er nicht zurück. Er zupfte an

seiner Hemdbrust und nickte dann kurz. So grüßte man als Mann in Algren – Freund oder Feind.

Als Kind sagte Hosea Funk »Okay ... okay ... okay ...« vor sich hin, bevor er das Haus verließ und in die Schule ging, einfach, um sich zu sortieren und den Kopf klar zu kriegen. Auf dem Spielplatz und beim Eislaufen war er immer sehr vorsichtig. An der Eislaufbahn hangelte er sich an der Bande entlang, ohne sich um die anderen Jungen und Mädchen zu scheren. Er sorgte für sein Überleben, wappnete sich für eine große Zukunft. Er wollte sicherstellen, dass ihm nichts passierte, denn er wusste, dass es für ihn einiges zu erledigen gab. Und weil er das Einzige war, was seine Mutter hatte.

Hosea Funk wurde am 11. Juni 1943 geboren, mitten in einer Hitzewelle, und zwar in einem Geräteschuppen der Eltern seiner Mutter. Der Schuppen war inzwischen längst abgerissen und hatte einem großen, rechteckigen Fleck Platz gemacht, auf dem Steine und ein paar Alteisenteile herumlagen. Euphemia war zum Zeitpunkt von Hoseas Geburt achtzehn und sicher, dass ihr Vater sie umbringen würde, und nicht nur im übertragenen Sinn, wenn er erfuhr, dass sie ein Kind bekommen hatte. Dass sie im September schwanger wurde, war ein Glück für sie, denn den ganzen Winter über konnte sie ihren Bauch unter dicken Pullovern und Mänteln verstecken. Es war aber auch ein Glück, dass Hosea dann schließlich geboren wurde, denn bei der Hitze hätte sie keinen Tag länger in diesem dicken Wollmantel überlebt. Schon jetzt machten sich ihre Eltern derart große Sorgen um ihre Gesundheit – denn wer bei dieser Hitze solch dicke Anziehsachen brauchte, musste sehr krank sein –, dass sie ihr verboten, das Haus zu verlassen, und praktisch den ganzen Tag jemanden abstellten, der sich um sie kümmern sollte. Sich für die Geburt zum Geräteschuppen zu schleichen war nicht einfach gewesen.

Euphemia stand Hoseas Geburt völlig unvorbereitet gegenüber. Jedenfalls fast völlig. Als kleines Mädchen war sie einmal zufällig in den Stall gekommen, als ihr Vater einer Stute Geburtshilfe leistete. Sein rechter Arm steckte praktisch in voller Länge in dem Pferd, mit dem linken stützte er sich an der Kruppe ab. Die Stute schlug wiehernd nach ihm aus, und er schimpfte mit hochrotem Kopf auf die Mutter und das faule Fohlen. Euphemia beobachtete die Szene entsetzt. Ob sie sich den eigenen Arm ebenso hineinstecken und das Baby herausziehen konnte? Sonst war schließlich niemand da, der ihr helfen konnte. Aber hatten nicht andere Stuten ihres Vaters ohne Hilfe Fohlen bekommen? Und hatten nicht ihre Freundinnen immer mal wieder erzählt, wie sie draußen auf der Weide ein neues Kalb oder Ferkel fröhlich bei der Mutter hätten saugen sehen, ohne dass irgendwer gemerkt hatte, dass die Kuh oder die Sau überhaupt trächtig war? Also ging es, dachte Euphemia.

Euphemia lag in der brütenden Hitze mit Pullovern und Mantel im Bett und starrte an die dunkle Holzdecke und die Blümchentapete in ihrem Zimmer. Von unten duftete es nach Nudelsuppe, im Hof waren metallisches Geklapper und die Rufe ihrer Brüder zu hören. Ihre Schwestern waren in die Stadt gefahren, und ihre Mutter wurstelte in der Küche herum. Alles war wie immer und hätte eigentlich beruhigend wirken können, wäre da nicht der klebrige Blutfleck in Euphemias Baumwollunterwäsche gewesen. Am selben Abend kamen die Wehen.

Die Schmerzen hatten nach dem Abendessen begonnen. Mittlerweile brachte man ihr das Essen ans Bett, um ihre Kräfte zu schonen. Wie lange würde dieses mysteriöse Fieber eigentlich noch dauern, fragten sich ihre Eltern und hatten sich erkundigt, ob sie sich vielleicht ein bisschen besser fühle und möglicherweise zum Abendessen aufste-

hen könne. Aber sie hatte abgewinkt, ehrlich gesagt fühle sie sich eher schlechter und müsse wirklich allein sein. Der Reihe nach kamen ihre Geschwister ans Bett und gingen achselzuckend wieder hinaus.

Um neun Uhr waren die Schmerzen kaum mehr zu ertragen. Euphemias unterer Rücken, das Becken, der Bauch und die Gebärmutter bildeten einen starren, tausend Kilogramm schweren Stab Dynamit, der zunächst mit Unterbrechungen und dann pausenlos explodierte. Eiserne Kanonenkugeln zischten in ihrem Körper umher, nahmen ihn von innen unter Dauerbeschuss und suchten verzweifelt einen Weg nach draußen. Am meisten Angst machte ihr eigentlich der dumpfe Warnschmerz vor jeder Explosion. Euphemia wimmerte und stöhnte, grub sich die Fingernägel in die Oberschenkel und wurde vor lauter Atemanhalten fast ohnmächtig. Weinend flehte sie Gott an, er möge ihr helfen zu überleben. Neben ihr lag ihre kleine Schwester Minty im Bett, die zwar zum Glück noch nicht aufgewacht war, aber bei jedem unterdrückten Stöhnen von Euphemia unruhiger wurde. Irgendwie musste sie aus dem Haus, das stand fest.

Jetzt war es halb elf. Ihre Eltern und die anderen Geschwister schliefen hoffentlich oder lagen jedenfalls im Bett, und wenn sie leise genug war, konnte sie sich über den Gang, die Treppe hinunter- und zur Hintertür hinaus schleichen. Wenn noch Zeit war, schaffte sie es sogar bis zum Geräteschuppen.

Langsam hievte sich Euphemia aus dem Bett und wankte zur Tür, gekrümmt vor Schmerzen, verheult und verzweifelt, aber immerhin auf den Beinen. Als sie schon fast über der Schwelle war, wachte ihre kleine Schwester auf. »Phemie?«

»Minty«, antwortete Euphemia, »ich muss aufs Klo, schlaf wieder ein. Ich bin gleich wieder da.«

Aber Minty protestierte: »Warte, Phemie, nimm mich mit. Ich muss auch.«

O Gott, dachte Euphemia. Wenn sie jetzt nein sagte, fing Minty sicher an zu heulen, weckte ihre Mutter, und dann könnte sie einpacken. Aber mitnehmen konnte sie Minty auch nicht. Auf keinen Fall. Euphemia umklammerte den Türpfosten und verbiss sich die Tränen. »Hör mal, Minty, wenn du mir versprichst, dass du jetzt sofort wieder einschläfst, dann kriegst du morgen früh das allertollste Geschenk auf der ganzen Welt. Okay?«

Minty starrte Euphemia gespannt an. »Was denn? Was ist es denn, Phemie?«

Euphemia legte den Finger auf die Lippen. »Pscht, Minty, das tollste Geschenk der Welt, aber ich kann es dir erst geben, wenn du jetzt wieder einschläfst. Bitte, Minty.«

»Versprochen?«, fragte Minty. »Okay, Phemie, ich schlaf wieder ein.«

Euphemia schaffte es aus dem Haus. Draußen im Dunkeln stolperte sie und wäre fast gestürzt, fing sich aber im letzten Moment und hielt sich mit beiden Händen den Bauch, bis sie den Geräteschuppen erreicht hatte, mit dem Heubüschel, das sie vor Monaten, bevor sie in ihrem Zimmer festsaß, in einer Ecke aufgeschüttet hatte. Als sie das schwere Scheunentor aufschob, platzte die Fruchtblase. Drinnen riss sich Euphemia den Mantel, die beiden Pullover, ihre nasse Wollstrumpfhose und die blutbefleckte Unterhose vom Leib und sank nackt auf alle viere nieder. Es war stockdunkel in dem Schuppen. Den Kopf auf dem Zementboden zur Seite gedreht, schrie Euphemia in die Dunkelheit, und Hosea erblickte das Licht der Welt.